

# SAPPHO UND CATULL

*Piae memoriae Ianuarii Perrotta  
philologi primarii, amici dilecti*

• 5 •

## I

Der literarische Connex zwischen Catull und Sappho ist aufs Ganze gesehen recht geringfügig, um so ausgeprägter jedoch in einem Falle, nämlich zwischen dem 51., der 'Lesbia' zugeeigneten Catullgedicht und der von Sappho an eine ihrer Schülerinnen namens Agallis<sup>1)</sup> gerichteten Ode *Φαίνεται μοι κῆνος* fr. 31 Lobel-Page<sup>2)</sup>. 2 Diehl<sup>3)</sup>. Natürlich ist die Beurteilung der hier bestehenden Beziehung abhängig von der Auffassung des inneren Sinngehaltes eines jeden der beiden Gebilde, und über den hiermit bezeichneten Problemkomplex hat sich, angeregt insbesondere durch die Behandlung seitens U. von Wilamowitz in seinem Buche 'Sappho und Simonides' (Berlin 1913), sozusagen eine eigene Literatur entwickelt. Ich meinerseits habe mir darüber schon vor langer Zeit eine bestimmte Meinung gebildet und im akademischen Unterricht dargelegt. Das eigentliche Anliegen bildete dabei die Interpretation des Catullgedichtes und auf sie wird sich auch die jetzige Erörterung als auf ihren Zielpunkt hin richten. Doch konnte und kann der Weg dahin nur über eine Betrachtung des Sapphopoems führen, und diese möge daher auch hier voranstehen.

Hier zunächst der Sapphotext, wie ihn die Kritik in den für das Verständnis wesentlichsten Punkten — mit Ausnahme der Schlußworte — überzeugend hergestellt hat.

1) Den Eigennamen, der im Text des Zeugen (Ps.-Longin, De sublim. 10) verstümmelt ist, hat, wie bekannt, W. R. Paton aus Worten des Horaz über Lalage, *carm.* 1, 22, 23/4, wo auf die Sapphostelle Bezug genommen wird, geistreich erschlossen und damit weitgehende, wenn auch nicht allseitige Zustimmung gefunden. Außer Frage steht, daß das Mädchen, und zwar an dieser Stelle, mit Namen genannt war (wie ausdrücklich bemerkt sei gegen etwaige andersartige Emendationsversuche, s. bei Diehl im *app. crit.*). Hier endet ja der erste Teil der Ode, in welchem das Mädchen mit höchstem lyrischem Pathos angesprochen wurde, während in dem unmittelbaren folgenden die Dichterin sich, mehr reflektierend, zu sich selbst wendet. So verwenden wir denn im folgenden, auch der Einfachheit halber, jenen Namen.

2) *Poetarum Lesbiorum fragmenta* (Oxford 1955) p. 32.

3) *Anthologia lyrica Graeca* I 4 (Lipsiae 1935) p. 7.

- Φαίνεται μοι κῆνος ἴσος θεοῖσιν  
 ἔμμεν' ὤνηρ, ὅττις ἐναντίος τοι  
 ἰσδάνει καὶ πλάσιον ἄδῃ φωνεί-  
 σας ὑπακούει
- 5 καὶ γελασίας ἡμέροεν, τό μ' ἦ μὰν  
 καρδίαν ἐν στήθεσιν ἐπτόαισεν.  
 ὡς γὰρ ἔς σ' ἴδω βρόχε', ὡς με φώνας  
 οὔδεν ἔτ' εἴκει,  
 ἀλλὰ καὶ μὲν γλώσσα <μ'> ἔαγε, λέπτον
- 10 δ' αὐτίκα χροῖ πῦρ ὑπαδεδρόμηκεν,  
 ὀππάτεσσι δ' οὔδεν ὄρημιμ', ἐπιρρόμ-  
 βεισι δ' ἄκουαι,  
 καὶ δέ μ' ἴδρωσ ψύχρος ἔχει<sup>4)</sup>, τρόμος δὲ  
 παῖσαν ἄγει, χλωροτέρα δὲ ποίας
- 15 ἔμμι, τεθνάκην δ' ὀλίγω 'πιδεύης  
 φαίνομ', Ἄγαλλι.  
 ἀλλὰ πᾶν τόλματον, ἐπεὶ † καὶ πένητα †.

„Über wenige Streitfragen im Umfang der klassischen Philologie möchte es schwieriger sein, sich eine selbständige Überzeugung zu verschaffen als über die hier berührte“ — so schrieb F. G. Welcker vor mehr als hundert Jahren (Rhein. Mus. 1856 = Kl. Schrift. IV 98) in einem Aufsatz ‚Über die beiden Oden der Sappho‘ (die hier ausgeschriebene und die an Aphrodite gerichtete, bei Dionys. Hal., De comp. verb. 23 erhaltene), und diese Worte<sup>5)</sup> haben bis heute noch ihre Gültigkeit behalten,

4) Den vorderen Teil dieses Verses gebe ich in der sehr ansprechenden Textform, wie sie D. Page, Sappho and Alcaeus (Oxford 1955) 19. 25 aus dem von unserer Hauptquelle, Ps. Longin., De sublim. 10, 2, dargebotenen Wortbrei — wie Page treffend sagt — hergestellt hat. Dabei bleibt er sich der Unsicherheit dieser Restitution bewußt und macht in der vorhin (Anm. 2) genannten Gesamtausgabe keinen Gebrauch davon. Uns kommt es für unsere Frage auf einen buchstäblich genau fixierten Wortlaut dieses Verses nicht an, doch möchten wir in Übereinstimmung mit R. Stark, Hermes 85 (1957) 328 als ein Verdienst von Page würdigen, daß er das von Spengel aus der Longinüberlieferung getilgte und seitdem allgemein verbannte Wort ψύχρος als Epitheton zu ἴδρωσ wieder zu Ehren gebracht hat, was um so mehr berechtigt erscheint als — worauf Stark S. 336 hinweist — bei Ps. Longin in der anschließenden Textparaphrase (10, 3) von der Dichterin gesagt wird ἄμα φύχεται κάεται.

5) Kleine Schriften IV 98.

jedenfalls soweit sie das Agallislied betreffen, und Ähnliches gilt auch von dem davon abhängigen Gedicht des Catull.

Nun hat Welcker über die sogenannte Sapphfrage in jenem Aufsatz von 1856 nicht zum ersten Male das Wort ergriffen, vielmehr hatte er sich mit ihr, wie bekannt, bereits 1816 in der Schrift ‚Sappho von einem herrschenden Vorurteil befreit‘ (= Kl. Schrift. II 80 ff.) eingehend beschäftigt und damit für ihre weitere Behandlung, zumal in Deutschland, den stärksten Antrieb gegeben, wie denn noch Wilamowitz in seinem eingangs genannten Buch sich ausdrücklich dazu bekennt (S. 16), auf Welckers Spuren zu wandeln. Ob das zum Segen der Sache geschah, darüber darf man geteilter Meinung sein, hat doch Welckers Schrift, die schon Goethes Unmut erregte<sup>6)</sup>, im Grunde wohl mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Das wäre nicht geschehen, wenn der große Bonner Philologe sich selbst von einem ihn beherrschenden Vorurteil befreit und eingesehen hätte, daß der παιδικὸς ἔρωσ ungleich widerwärtiger ist als die weibweibliche Liebe und zudem weit weniger entschuldbar angesichts der so viel größeren Bewegungsfreiheit der männlichen Wesen und der ihnen damit leichter gebotenen Möglichkeit zu natürlicher Stillestimmung sinnlicher Triebe. So durfte denn etwa Alkaios, ohne Entregung zu erregen, seinen Lykos oder Menon oder wie seine παιδικὰ sonst noch heißen haben mögen, ungerührt anschwärmen — von Anacreon, dem Spezialisten der Knabenmuse, nicht zu reden. Und wenn dieser Sänger einen Liebling unverhohlen auffordert, seine ῥαδινὸς μηρὸς darzubieten<sup>7)</sup>, so fühlt man sich unwillkürlich etwa daran erinnert, daß Solon (fr. 12 D) die Paidophilia mit ihrer Sehnsucht nach geliebten μηροὶ als ein Unterpand des glücklichen Manneslebens hinstellte und daß Aischylos in die homerisch-reine Freundesliebe zwischen Achilleus und Patroklos eine μηρῶν εὐσεβῆς ὀμιλία hineinrug (fr. 135. 136 N.).

Mit alle dem soll selbstverständlich nicht etwa der Auffassung von Sappho als einer γυναικεράστρια in Analogie zu der hergebrachten hellenischen Päderastie das Wort geredet werden. Längst schon, bereits im Altertum, ist ja die sapphische Liebe in Parallele mit der platonischen gestellt worden, für uns besonders

6) Siehe darüber Horst Rüdiger, Sappho. Ihr Ruf und Ruhm bei der Nachwelt (Leipzig 1933) 104 ff. Gennaro Perrotta, Saffo e Pindaro (Bari 1935) 29. Nachweise auch bei Ernst Grumach, Goethe und die Antike. Eine Sammlung (Potsdam 1949) I 220. II 496.

7) Anacr. fr. 40 D. Anacreon ed. B. Gentili (Romae 1958) fr. 43.

greifbar bei Maximus Tyrius, von dessen Ausführungen, vor allem in der 19. Dialexis, Welcker eingehenden Gebrauch gemacht hat — mit vollem Recht. Doch bleibt die Möglichkeit eines Einwandes gegen diese Argumentation, nämlich: konnte nicht in dem einen wie in dem anderen Bereich die seelische Liebe in eine *αισχρὰ φιλία* ausarten, und mochte demnach nicht auch Sappho dem körperlichen Reiz mancher ihrer Schülerinnen erlegen und in Unreinheit verfallen sein? Indes auch dagegen gibt es ein durchschlagendes Argument, welches sich seiner Substanz nach schon bei Welcker (Opusc. II 114) findet und dann bei Wilamowitz (S. 76) wiederkehrt: nie und nimmer hätte Sappho es wagen können, die leidenschaftliche Glut ihrer Liebe mit solcher Offenheit auszusprechen, wenn sie damit Gefahr lief, sich als Tribade bloßzustellen. Dies — wie sich hinzufügen läßt — um so weniger, als sie tatsächlich in häufigem Zwist mit Rivalinnen stand, welche ebenfalls Kreise von Mädchen um sich hielten. Deren einer weiß sie vorzuwerfen (fr. 57 L P. 61 D), daß sie das — bei den Lesbierinnen, wie bekannt, knöchellange — Gewand nicht auf angemessene Weise zu tragen wisse, was dann natürlich auch ihre Schülerinnen nicht von ihr lernen konnten. Wie nun, wenn die so als bäuerisch-unfein Verspottete der Angreiferin hätte vorhalten können, daß deren *θίασος*, welcher sich als eine *μοισσοπόλων οἰκία* (fr. 150 L P. 109 D) gab, in Wahrheit eine Schule der *ἀσέλγεια* sei?

Durch solche Überlegungen wird die sogenannte sapphische Frage in ihrem Kernpunkt abgetan. Sie war es im Grunde schon längst, und so durfte denn Enrica Malcovati in ihrem ebenso anmutigen wie reichhaltigen Büchlein über 'Madame Dacier' <sup>8)</sup>, welche sich schon ihrerseits initiativ für die 'Rettung' Sapphos eingesetzt hatte, die Bemühungen von Welcker und Wilamowitz mit Recht als 'inutili tentativi' (p. 27) bezeichnen <sup>9)</sup>. Ja mehr noch: Für uns, denen es hier nicht um die sapphische Frage im allgemeinen, sondern um Spezielleres geht, erheben sich, wie bereits angedeutet, Zweifel darüber, ob die beiden großen Gelehrten mit ihren hier einschlägigen Ausführungen nicht mehr Unheil angerichtet als Förderung gebracht haben. Wie konnte es dazu kommen? Um es vorläufig mit einem Wort zu bezeichnen: durch die pruderie, welche Perrotta a.O. 62 mit Recht an Wila-

8) Biblioteca del Leonardo XLIX. Firenze 1953.

9) In ähnlicher Weise äußerte sich, ebenfalls unter Bezugnahme auf Anna Dacier, Perrotta a.O. 29.

mowitz tadelt — ein Vorwurf, der auf Welcker sogar in noch höherem Grade zutrifft. Ging dieser doch (Kl. Schrift. IV 70) so weit, Sapphos Gebet an Aphrodite (fr. 1 L P. 1 D) mittels einer Textänderung (ἐθέλοισάν für ἐθέλοισα in V. 24) in eine Bitte um die Gegenliebe eines Mannes — nach Welcker des Phaon — anstatt eines Mädchens umzuwandeln. Offenbar erschien ihm — trotz aller berechtigten Überzeugung von der Reinheit der Mädchenliebe Sapphos — der hier vorliegende Ausdruck solchen Gefühls doch allzu leidenschaftlich und deshalb der Sittenwidrigkeit verdächtig. Allerdings hat er mit seiner Konjektur wenig Zustimmung gefunden, bei Bergk nur vorübergehende und auch späterhin nur ganz vereinzelte<sup>10)</sup>.

Weit stärkere und nachhaltigere Wirkung hat Welcker in einem anderen Punkte ausgeübt, welchen wir glauben ebenfalls unter den schon berührten Aspekt der Philisterhaftigkeit stellen zu müssen, nämlich mit seiner Auslegung der Agallisode als eines Hochzeitsliedes<sup>11)</sup>. Diese Ansicht hat sich, nachdem Wilamowitz, Sapph. u. Sim. 56 ff. sich ihr angeschlossen und sie ausführlich zu begründen versucht hat, weitgehend durchgesetzt und lebt trotz vereinzeltem Zweifel und auch Widerspruch<sup>12)</sup> weiter fort, aufs neue in nachdrücklicher Weise vertreten von R. Merkelbach, Philol. 101 (1957) 6 ff. Wir unsererseits haben diese Auffassung niemals geteilt und wollen im folgenden versuchen, unsere abweichende Beurteilung zu rechtfertigen.

Wesentlich maßgebend für die Deutung des Gedichtes als Hymenaios war eine bestimmte Tendenz, welche, bei Welcker schon aufkommend, bei Wilamowitz zu voller Entfaltung gelangt, nämlich: überall Elemente des Realen, des Kollektiven, der Konvention zu erspüren oder hineinzuziehen. So müsse denn nach Wilamowitz (S. u. S. 58) das Gedicht an Agallis im Rah-

10) Für die Umwandlung des überlieferten Nominativs in den Akkusativ (ἠέλοισάν) trat neuerdings G. Pascucci, At. e Roma 1957, 223 ff. ein. Jedoch ohne das Gedicht auf Mannesliebe zu deuten, also nicht eigentlich im Gefolge Welckers.

11) Welcker, Kl. Schrift. II 99. IV 89.

12) Zweifel äußerte insbesondere Alessandro Setti mit seinem wertvollen Aufsatz Sul fr. 2 di Sappho, Stud. Ital. 16 (1939) 196 ff. und vor ihm Perrotta in seinem schon genannten Buch, die allerdings beide (Perrotta S. 47. Setti S. 204) die Wilamowitzsche Auffassung immerhin als eine 'possibilità' gelten lassen. Widerspruch erhob Diehl in der adnotatio seiner Ausgabe: 'carmen nuptiale non audio' und dann eingehend Page, S.a.A. 19 ff.

men ihrer Hochzeitsfeier vorgetragen sein, denn, wie er schon früher<sup>13)</sup> proklamiert hatte, sei die sapphische wie überhaupt die griechische Lyrik doch keine Schreibtischpoesie gewesen. 'Schreibtischpoesie' — in unseren Augen geschähe der Dichtung Sapphos kein Abbruch, wenn sich dieses beinahe rabulistisch anmutende Schmähwort auf sie ebenso anwenden ließe wie auf die echtsten lyrischen Erzeugnisse etwa eines Catull oder Petrarca oder Goethe. Doch wenden wir uns zum Speziellen, will sagen zur wörtlichen Aussage unserer Dichterin, im Einzelnen und im Ganzen.

Schon das Eingangswort, φαίνεται, ist seinem Sinne nach umstritten, und zwar dergestalt, daß aus seiner Deutung Entscheidendes für die Gesamtauffassung des Gedichtes abzuleiten wäre. Einstmals hatte Wilamowitz in seinem Kommentar zu Euripides Herakles (V. 804) auf den Gebrauch von φαίνεσθαι, im Sinne von 'in Erscheinung treten' — anders als δοκεῖν — hingewiesen, jedoch ohne das jemals auf unsere Sapphostelle anzuwenden. Dies geschah seitens B. Snell, Hermes 66 (1931) 75, welcher lehrte, daß im älteren Griechisch bis hinunter zu Platon φαίνεσθαι stets bedeute 'in die Erscheinung treten' und demgemäß auch hier<sup>14)</sup>. Das sollte denn ein beweiskräftiges Argument bilden für die Auffassung dieses Gedichtes als Hochzeitslied, denn der so 'Erscheinende' müsse der Bräutigam sein, welcher in das Haus des Brautvaters seinen Einzug halte; war doch von jeher<sup>15)</sup> zum Vergleich herangezogen worden der Vers aus fr. 111 L P. 123 D γάμβρος ἐσέρχεται ἴσος Ἄρει. Nun hatte gegen Snells Meinung über den Gebrauch von φαίνεσθαι bereits Setti<sup>16)</sup> mehrere Belege für φαίνεσθαι im Sinne von δοκεῖν aus der Odyssee, aus Aischylos u. a. beigebracht<sup>17)</sup>, und Page, Sapph. a. Alc. 32 hat mit Recht aus Sappho selbst auf fr. 49 L P. 41 D σμίχρα μοι πάϊς ἔμμεν' ἐφαίνεο κάχαρις hingewiesen. Alledem sei hinzugefügt ein weiterer Beleg aus archaischer Zeit, nämlich

13) Wiederholt in S. und S. 76.

14) Zustimmung dazu äußerte sich Perrotta a.O. 46 A. 2.

15) So auch neuerdings von Merkelbach a.O. 8.

16) A.a.O. 210 A. 1; vgl. auch 216 A. 2.

17) Ich meinerseits möchte, über die Odyssee hinausgehend, hinzufügen den Vers B 5 ἦδε δέ οἱ κατὰ θυμὸν ἀριστὴ φαίνεται βουλῆ, der als ein geradezu formelhaft gewordener in Ilias und Odyssee mehrfach wiederkehrt. Sodann ließe sich dem von Setti (210, 1) angeführten Verse Od. ξ 355 οὐ γὰρ σφιν ἐφαίνετο κέρδιον εἶναι als lehrreiche Analogie zur Seite stellen Il. I 103 ὣς μοι δοκεῖ εἶναι ἄριστα.

eine Stelle aus Archilochos, in welcher die schon damals bestehende Synonymität von φαίνεσθαι und δοκεῖν mit untrüglicher Evidenz hervortritt, Pap. Ox. XXII (1954) 2310 fr. 1 V. 11-13

ἐς τοῦτο δὴ τοι τῆς ἀνολβείας δοκέω  
ἦκειν; ἀνὴρ τοι δειλὸς ἄρ' ἐφαινόμην  
οὐδ' οἶός εἰμ' ἐγὼ αὐτὸς οὐδ' οἶων ἄπο.

Somit bleibt unter sprachlichem Aspekt keinerlei Notwendigkeit bestehen, das φαίνεται der Agallisode, anders als Catull es mit *videtur* wiedergegeben hat, im Sinn des erscheinenden Auftretens zu verstehen — eine Feststellung, welcher zugleich eine über den vorliegenden Einzelfall hinausgehende paradigmatische Bedeutung zuwächst. Es zeigt sich nämlich erneut, wie gefährlich es ist, innerhalb des Bereiches der archaischen Literatur, die in so karger Menge und in so trümmerhaftem Zustande auf uns gekommen ist, einem mehrdeutigen Worte die Möglichkeit der Verwendung in einem sonst üblichen Sinne vorschnell abzusprechen: ein Papyrusfetzen kann genügen, dieses — immer noch beliebte — Verfahren zu richten.

Aber bleibt in dem zur Diskussion stehenden Falle wennschon keine Notwendigkeit, so doch vielleicht die Möglichkeit bestehen, das φαίνεται im Sinne des erscheinenden Auftretens zu verstehen? Nein, auch das nicht. Denn abgesehen von dem ἔμμεναι, das sich nicht wohl dazu fügen würde, liegt ein unüberwindliches Hindernis dagegen in dem einen, bald darauf folgenden Wort ἰσθάνει: wer da sitzt — und er tut es nach der Schilderung der Situation sogar schon eine Weile lang —, der tritt nicht εἰσερχόμενος in Erscheinung. Damit erledigt sich jene Auffassung von φαίνεται endgültig<sup>18)</sup>, und es verdrießt förmlich, so viele Worte daran haben wenden zu müssen; doch machte die nicht endende Unstimmigkeit der Meinungen darüber diese Klarstellung notwendig.

Die nächste Frage ist diese: Inwiefern scheint der Mann nun in den Augen der Dichterin den Göttern gleich zu sein? Die Antwort darauf lautete ehemals mit Selbstverständlichkeit: durch sein Glück. Hierin hat sich ein tiefgreifender Wandel vollzogen durch Welcker<sup>19)</sup> im Zusammenhang mit seiner im obigen wiedergegebenen, von Wilamowitz ausgebauten Auffassung des

18) Ebenso denn natürlich auch die bereits erwähnte hergebrachte Vergleichung mit γάμβρος εἰσερχεται ἴσος Ἄρευι.

19) Kl. Schrift. II 99.

Gedichtes als eines Hochzeitsliedes: danach sollte Sappho dem Manne vielmehr eine göttergleiche Kraft und Stärke zugeschrieben haben, was nach Wilamowitz, S. u. S. 75 und W. Kroll<sup>20)</sup> auch in dem Catullgedicht für den bei 'Lesbia' sitzenden Mann gelten soll. Diese Deutung dürfte dem unbefangenen Leser dermaßen sonderbar und schwer begreiflich vorkommen, daß es tunlich erscheinen mag, sie durch die Worte eines ihrer Anhänger zu präzisieren: 'Den Göttern scheint Sappho der Mann zu gleichen, der da ruhig dem Mädchen gegenüber sitzt, ihr Gepolter, ihr Lachen hört'<sup>21)</sup>, wobei das Schwergewicht auf seiner Ruhe liegen soll<sup>22)</sup>. Nun war gegen die Annahme, daß dem Manne hier Götterstärke zugeschrieben werde, schon von F. Dornseiff, Dt. Lit.-Ztg. 1930, S. 396 der berechtigte Einwand erhoben worden, daß der Ausdruck 'den Göttern gleich' keineswegs unbedingt auf Götterkraft hinziele. Ist doch die Stärke durchaus nicht eine Allgemeineigenschaft aller göttlichen Wesen, vielmehr liegt diese in der Unsterblichkeit und damit in ihrem übermenschlichen Glück. Somit fällt der Gedanke an die dem Manne zuerteilte Götterkraft, der in neuerer Zeit zwar zurückgedrängt, jedoch nicht ausgestorben war, unhaltbar dahin, und der erste Vers des Gedichts enthält unstreitig eine Seligpreisung.

Wiederum empfindet man es gewissermaßen als peinlich, daß gegen Wilamowitz' Deutung 'Stark wie ein Gott' überhaupt noch eine Polemik erforderlich war — hatte sie doch bereits Setti a.O. 211 als 'cosa curiosa' bezeichnet. Dies mit um so größerem Recht, als Wilamowitz, S. u. S. 57 mit einer bei ihm ungewöhnlichen strukturellen Künstelei in seiner Argumentation so weit ging, zwischen den Anfangsworten des Gedichts *φαίνεται μοι κῆνος ἴσος θεοῖσιν ἔμμεναι* und den Schlußworten der vierten Strophe *τεθνάκην φαίνομαι* (16) einen absichtsvoll korrespondierenden Kontrast zu erblicken<sup>23)</sup>, wovon man eine Nachwirkung auch in Worten von W. Schadewaldt, Sappho (Potsdam 1950) S. 100 zu vernehmen meint: 'Dort jene gelassene Götterkraft, die, ohne Schaden zu nehmen, auch das Glück erträgt — hier jene Ausgesetztheit, für die die Nähe der Schönheit lebensgefährlich ist'.

20) In seinem Catullkommentar zu *carm.* 51, 1.

21) So A. Lesky, Geschichte der griechischen Literatur, Bern 1959 S. 137.

22) Ganz ähnlich E. Bethe, Die griechische Dichtung, Potsdam 1929 S. 104, wo er 'von der kühlen Gemächlichkeit des Mannes' spricht.

23) Dagegen richtig Setti a.O. 216, 2.

Nachdem sich so der Gedanke an eine dem Manne hier zugeschriebene Götterkraft als gänzlich abwegig erwiesen hat, hält es schwer sich der Frage zu erwehren, wie ein Philologe von der Größe eines Welcker in ein so groteskes Fehltrüben verfallen konnte. Die Antwort darauf dürfte auch hier, ähnlich wie bei der vorhin berührten Umdeutung des ersten Gedichtes in ein Gebet um die Liebe Phaons, aus seiner moralistischen Engstirnigkeit und der daraus entspringenden Tendenz, das Element weiblicher Erotik bei Sappho möglichst weit zurückzudrängen, abzuleiten sein, wie denn E. Bickel, der sich im Grundsätzlichen vorbehaltlos an Welcker anschließt<sup>24)</sup>, auf die Idee verfallen konnte, daß die göttergleiche Stärke des Mannes gegenüber der Lieblichkeit des Mädchens einen Ausfluß seiner Befangenheit in der Knabenliebe darstelle und daß sich des weiteren in Wahrheit hier Sapphos Liebesleid um Phaon Luft mache<sup>25)</sup> — eine schlechthin unüberbietbare Verirrung, selbst abgesehen von dem Wahnglauben an die Wahrheit jener Legende von Sapphos Liebe zu dem mythischen Phaon.

Nachdem nun der Sinn des ersten Verses als ein reiner Makarismos feststeht, ist etwa damit zugleich die Wesensart des Gedichtes als Epithalamion gesichert? So folgerte Snell a.O. 77 unter Zustimmung von Schadewaldt, *Hermes* 71 (1936) 372 und vieler anderer, während Perrotta a.O. 47 Anm. gegen die Beweiskraft berechtigten Zweifel äußerte unter Hinweis darauf, daß die Glücklichpreisung zwar ein in Hochzeitsliedern hergebrachtes Motiv bildete, aber doch nicht ausschließlich auf sie beschränkt war. Zudem liegt ein direktes Gegenargument in der schon längst beachteten Tatsache, daß in dem Gedicht weder von Braut noch von Bräutigam die Rede ist. Und wie steht es ansonsten mit der Möglichkeit, die Ode als ein Hochzeitsgedicht aufzufassen? Natürlich kennt Sappho das Mädchen — nennen wir es der Einfachheit halber weiter Agallis — als eine Angehörige ihres Kreises schon seit langem und müßte demgemäß auch wissen, daß sie verlobt war und daß das heutige Fest ihre Hochzeitsfeier ist, zu welcher sie als die Lehrerin den solennen Hymenaios vorbereitet hatte, um ihn alsdann vorzutragen. In diesem nun soll Sappho sich als zu Tode betroffen erklären davon, daß Agallis zu dem Manne lieblich spricht und ihm hold-

---

24) Bickel, Catulls Werbegedicht an Clodia und Sapphos Phaonklage im Hochzeitslied an Agallis, *Rhein. Mus.* 89 (1940) 202.

25) Ebd. S. 204.

selig zulächelt; auf eben dieses Verhalten des Mädchens muß ja das τὸ (V. 5) und der durch dies Pronomen eingeleitete Passus sich beziehen <sup>26</sup>). Sollen wir aber wirklich glauben, daß Sappho in einem Hochzeitsliede, welches sie innerhalb der gesamten Festversammlung vorträgt, so tiefen Kummer ausdrückt darüber, daß die Braut freudiges Gefallen an ihrem künftigen Ehegatten bekundet? Und um nun eine entsprechende Frage an die Verfechter der Welcker-Wilamowitzschen Auffassung von der die Dichterin konsternierenden Kraft des Bräutigams, der da 'in kühler Gemächlichkeit' <sup>27</sup>) seiner Braut gegenübersitze, zu richten: erwartet Sappho etwa, daß er, durch ihren Liebreiz gänzlich außer Fassung gebracht, von seinem Sitz aufspringe und sich von dannen mache?

All diesen Auffassungen liegt, ausgesprochener- oder un- ausgesprochenermaßen, die Voraussetzung zugrunde, daß gemäß den gesellschaftlichen Verhältnissen auf Lesbos eine Heirat lediglich nach dem Willen der Eltern geschlossen wurde, ohne Neigung der Brautleute zueinander, wo nicht sogar ohne Bekanntschaft miteinander. Nun gesteht Wilamowitz selbst in einer nachträglichen Zusatznote (S. u. S. 77 A. 2), daß er die lesbischen Zustände zu sehr aus attischer Sicht beurteilt habe. Als Beweis dafür nennt er einige Sapphofragmente, wobei er allerdings manches Bedeutsame beiseite läßt. So das fr. 112 L P. 128 D.

ὄλβιε γάμβρε, σοὶ μὲν δὴ γάμος, ὡς ἄραο,  
ἐκτετέλεστ', ἔχῃς δὲ πάρθενον, τὰν ἄραο,

in welchem die von dem Bräutigam bereits vor der Eheschließung sehnlich gehegte Liebe zu seiner Braut mit epiphorischem Nachdruck hervorgehoben wird <sup>28</sup>).

26) Über die Beziehung und Bedeutung des Pronomens Snell a.O. 78. Page, S.a.A. 21 f.

27) So hörten wir ja, s. S. 8 A. 22.

28) Nichtsdestoweniger lehrte kein Geringerer als W. Jaeger in seiner Charakterisierung der ionisch-äolischen Dichtung (Paideia I 184 f.), daß in der Welt Sapphos das Begehren des Mannes nach einer Frau mit Liebe nichts zu tun hatte, wie überhaupt der Begriff der Liebesehe jener Zeit fremd sei. Und bei Bickel (a. O. 203 A. 4) kann man lesen, daß damals der Mann 'von Seelenliebe aus bekannten Kulturgründen für die Frau nichts übrig hatte'. Vielleicht ist es angebracht, demgegenüber wenigstens auf Archilochos fr. 71 D hinzuweisen εἰ γὰρ ὡς ἔμοι γένοιτο χεῖρα Νευβούλης θίγῃν. Da spricht ein Ionier; aber daß der Umgang der Geschlechter bei den Ioniern freier gewesen sei als bei den Aiolern, wird niemand behaupten wollen.

Und wie steht es mit der weiblichen Gegenseite? Verzehrende Liebe zu einem Jüngling spricht aus den Versen Sapphos fr. 102 L P. 114 D

γλύκηα μάτερ, οὔτοι δύναμαι κρέκην τὸν ἴστον  
πόθῳ δάμεισα παῖδος βραδίαν δι' Ἀφροδίταν,

wobei es ganz unwesentlich ist, ob, wie man ohne Grund und ohne Wahrscheinlichkeit gemeint hat<sup>29)</sup>, Sappho ihre eigene Tochter zu ihr selbst klagen läßt oder irgendein anderes Mädchen zu der seinen. Und offenbar spricht hier nicht etwa eine Verlobte von ihrem Bräutigam, sondern einfach eine Liebende von einem ihr bekannt gewordenen Jüngling, den sie sich zum Ehegatten wünscht. Soweit führt uns Sappho, und ebendahin Alkaios mit den Anfangsworten eines Gedichtes, das bei Horaz (carm. III 12) einen Nachhall gefunden hat, fr. 10<sup>b</sup> L P. 123 D

ἔμε δειλαν, ἔμε παῖσαν κακοτάτων πεδέχισαν,

Worte, welche offenbar gleichen seelischen Ursprungs sind wie die des klagenden Mädchens bei Sappho.

Demnach waren in Lesbos zur Zeit der Hochblüte dortiger Lyrik γάμος und ἔρωξ längst miteinander innerlich verknüpft, ungleich tiefer als etwa in Attika zu gleicher und sogar noch späterer Zeit; das koloniale Hellas war eben bekannter- und begreiflicherweise in der Lockerung der sozialen und familiären Bindungen und damit in der Befreiung des Individuums zur Lebensgestaltung nach eigenem Wunsch und Willen dem griechischen Mutterlande weit voraus<sup>30)</sup>. Das soll nun natürlich nicht besagen, daß die Neigungsehe, zumal die beiderseitige, dort ein fester Brauch oder gar ein sittliches Postulat gewesen wäre — das ist sie ja in Europa überhaupt erst im neunzehnten Jahrhundert geworden. Aber sie existierte doch als klarer Begriff und als verbreitete Gewohnheit, zumal in sozial gehobenen Schichten und in geistig entwickelten Kreisen, und dementsprechend bildete der Ausdruck des ἐρωτικὸν πάθος von weiblicher wie von männlicher Seite ein blühendes Element der lyrischen Poesie.

29) So etwa M. Pohlenz, Gestalten aus Hellas, München 1950, S. 61.

30) Bei dieser Gelegenheit möchte ich Zweifel äußern an der Haltbarkeit der Worte, die Wilamowitz, Die griechische Literatur (Kultur der Gegenwart I 8. 1912) S. 42, über die Kultur des sapphischen Lesbos schrieb: 'Zwischen Mann und Weib kennt man nur fleischliche Liebe.'

Die im obigen aus Sappho und Alkaios angeführten Stellen legen beredtes Zeugnis ab von der freien Stellung der Lesbierinnen und von dem für attische Begriffe wenig eingengten geselligen Umgang der Geschlechter auf der Insel. Sind es die einzigen? Da sie für unser Beweisziel völlig ausreichen, könnten wir uns mit ihnen begnügen, doch hält es schwer, ein weiteres Zeugnis beiseite zu lassen, nämlich — wie der kundige Leser bereits ahnen wird — das Klagelied der *μονοκοιτούσα* Sapph. 94 D. om. L P.

Δέδυκε μὲν ἂ σελάννα  
καὶ Πηλιαδες, μέσσαὶ δὲ  
νύκτες, πάρα δ' ἔρχετ' ὄρα·  
ἔγω δὲ μόνα κατεύδω.

Zwar ist es mit schwerer Problematik belastet, sowohl hinsichtlich seiner Autorschaft wie seines literarischen Charakters überhaupt — gerade darum fühlen wir uns verpflichtet, dazu Stellung zu nehmen. Allerdings würde selbst eine gedrängte Behandlung dieser Fragen, wie sie uns vorschwebt, den Gang unserer eigentlichen Erörterung allzu stark unterbrechen; daher verweisen wir sie in einen *Exkurs* und begnügen uns für jetzt mit der Angabe der für den hiesigen Zusammenhang wesentlichsten Hauptpunkte der Beurteilung des Gedichtes, wie sie sich aus gewichtigen Gründen ergibt.

Um Sappho von dem Verdachte der Urheberschaft dieses allzu verfänglich scheinenden Gedichtes zu befreien, hat man von altersher Zuflucht gesucht in der für solche Zwecke beliebten Volksliedhypothese. Demgegenüber hat Benedetto Marzullo im Rahmen der ebenso gründlichen wie gelehrten Erörterung, welche er diesem Gedicht in seinen *Studi di poesia eolica* (Firenze 1958) gewidmet hat, mit Recht darauf hingewiesen (S. 29), daß das viersilbige *Πηλιαδες* einen Epicismus von der Art darstellt, wie sie der Kunstsprache eigen, hingegen der Volkssprache fremd sind<sup>31</sup>). Und diese Volkssprache, in welcher das Gedicht eigentlich gehalten ist, kann keine andere sein als die aeolische Mundart, das zeigt seine allgemeine Lautgebung unleugbar. Ist damit nun die sapphische Herkunft dieses Vierzeilers erwiesen? Nein, wohl aber seine Entstehung in der sozialen Umwelt, innerhalb welcher Sappho lebte und dichtete. Lebten dort die Mädchen

31) Die Beobachtung wurde anerkannt von M. Treu in seiner Rezension des Marzullo'schen Buches *Gnomon* 32 (1960) 746.

wirklich so fest hinter Schloß und Riegel, wie mancher uns glauben machen möchte? Nun, die Klage der *μονοκοιτοῦσα* lehrt, daß es dort sogar die wirkliche *κρυπαδία φιλότης* gab, ebenso wie etwa im Kolophon des Mimnermos (fr. 1,3 D.), denn die Liebe weiß ja immer ihre Mittel und Wege zu finden <sup>32)</sup>.

Nach alledem sagen wir denn mit Setti a. O. 203: 'I Lesbi non erano musulmani' — Worte, die auch Page, S. a. A. 32 zustimmend übernimmt. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch bei den Griechen Eheschließungen nach muselmanischer Art möglich waren, d. h. so, daß die Brautleute erst bei der Hochzeit einander zu Gesicht bekamen, zumal die Braut erst dann ihren Bräutigam. Doch dürften das vereinzelt Ausnahmen gewesen sein, zumal auf Lesbos mit seiner zu freiheitlich individueller Lebenshaltung hoch entwickelten Gesellschaftsform. In unserem Falle kommt hinzu, daß so viele spezielle Momente gegen die Annahme einer Hochzeit sprechen.

Also der Mann, welcher der Agallis gegenüber sitzt, ist keinesfalls ihr Bräutigam. Warum er nun nicht mit dem Relativpronomen *ὅς*, sondern mit *ὅστις* bezeichnet wird, welches doch gewöhnlich einen verallgemeinernden Sinn (wie *quisquis, quicumque*) hat — auch darüber gehen die Ansichten auseinander. Genannt seien nur als Antipoden Wilamowitz (S. u. S. 58), der befangen in seiner Überzeugung von dem *ἀνὴρ* als dem Bräutigam, die generalisierende Bedeutung dieses Relativpronomens rundweg leugnete, und andererseits Page, welcher dieselbe in sorgsamer Erörterung (S. a. A. 20 f.) verteidigte. Dieser Meinung möchte ich mich anschließen, nicht zuletzt auf Grund folgender Erwägung: Wenn dem Manne, der für Sappho ein Unbekannter ist und über den wir nichts weiteres erfahren, als daß er der Agallis nahe gegenüber sitzt und ihre Worte anhört, schon darum Götterglück zuerkennend wird, weil das Mädchen ihm so innig zuspricht und verlockend zulächelt, dann gewinnt der Grund dieser Seligpreisung um so stärkeres Gewicht. Und dieser Grund ist ja das zutuliche Verhalten des Mädchens, nichts anderes, und eben dieses trifft die Dichterin zutiefst ins Herz. Und welches Gefühl ist es, das sie so bewegt? Die Antworten lauten verschieden, ich greife einiges heraus. Perrotta sagte Eifersucht und nannte

32) Damit gebe ich wieder, was U. E. Paoli in seinem mit ebenso offenem Blick wie mit umfassender Gelehrsamkeit geschriebenen Buch 'La donna greca nell' antichità' (Firenze 1953) einmal (S. 10) treffend sagt: l'amore sa sempre come ordinare la sua strategia.

das Gedicht geradezu eine 'ode della gelosia' <sup>33)</sup>. Dagegen wandte sich Setti <sup>34)</sup> und setzte an die Stelle der Eifersucht den Neid (*invidia*) <sup>35)</sup>. Im Grunde bedeutet das nur eine Verschiedenheit des Ausdrucks, denn bei solchem Erleben im Bereich der Liebe gehen Neid und Eifersucht ineinander über, und eben das erotische Element ist ja das dominierende. Treffend also definiert Page, S. a. A. 33 die Grundsubstanz des Gedichtes als 'love in jealousy'.

Eifersucht kann eine alte, längst (*πάλαι ποτά* Sapph. 49 L P. 40 D) bestehende Liebe erneut (*δηῦτε*) zu heftigem Aufflackern bringen, wobei dann der Schmerz auf bittere Weise mitwirkt.

Ἔρος δηῦτέ μ' ὁ λυσιμέλης δόνει  
γλυκύπικρον ἀμάχανον ὄρπετον,

so sagt Sappho (130 L P. 137 D) zu ihrer Schülerin Atthis, als diese sich von ihr abwendet, um sich der Rivalin Andromeda anzuschließen. Der *δῖνος* dort führte gewiß zu einer uns nicht erhaltenen *querimonia* <sup>36)</sup>, ähnlich wie in dem Agallisgedicht die *πτοία* zu einem Herzenserguß von Liebesglut und Liebesleid. Und dieses Leid erwächst der Dichterin aus dem Anblick der so freundlichen Haltung des Mädchens zu dem Manne — so sagt Page l. c. Gewiß richtig, doch habe ich meinerseits von jeher geglaubt, bei einer solchen Auffassung noch einen Schritt weiter gehen zu sollen. Nämlich: Sappho sieht es kommen, daß das Band, welches sich hier zwischen dem Mädchen und dem Manne anzuspinnen scheint, sich zu einem Ehebund entwickeln werde.

Diese Auffassung wird nahegelegt auch durch den letzten der uns bei Ps. Longinos erhaltenen Verse

ἀλλὰ πᾶν τόλματον, ἐπεὶ † και πένητα

'Aber alles muß man ertragen, wenn . . .' Wenn Wilamowitz hier konjizierte *ἐπεὶ κεν ἦι τά*, so dürfte er damit einen sinn-gerechten Wortlaut hergestellt haben. Wenn er allerdings in seiner Übersetzung (S. u. S. 56) sagte 'wenn es einmal so weit ist', so verfährt er — wie ihm Page, S. a. A. 26 mit Recht vorhält — so, als lautete sein Text *ἐπεὶ ἔστι*, wie das bei seiner irrigen Auffassung des Gedichtes als Hochzeitslied ja auch folge-

33) Saff. e Pind. 24.

34) L. c. (Stud. It. 16) 209 ff.

35) Ibid. 221.

36) So sage ich mit Anspielung auf Horaz *carm. II 13, 24*.

richtig war: das in  $\kappa\epsilon\nu$  liegende kondizionale Element mußte ausgeschaltet werden, wohingegen eine korrekte Übersetzung wie 'falls es so sein sollte' das Richtige träfe. Das soll nun nicht etwa besagen, daß wir die wilamowitzsche Emendation des verdorbenen Versteiles für buchstäblich richtig ansehen. Vielmehr wirkt für unser Empfinden das  $\eta\iota\ \tau\acute{\alpha}$  am Ende eines Verses und Satzes — Ps. Longinus dürfte ja seine Textwiedergabe schwerlich inmitten eines Satzes abgebrochen haben — allzu matt und fade. Von diesem Mangel frei und von den bei Ps. Longinus vorliegenden Buchstaben kaum weiter abweichend ist die Konjekture von Diehl  $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\ \gamma\acute{\epsilon}\nu\eta\tau\alpha\iota$ , die er bescheidenerweise nur in der adn. crit. zur Erwägung stellt, obgleich sie auf Einsetzung in den Text mindestens ebensoviel Anspruch gehabt hätte wie die von Wilamowitz.

Mit den Worten  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\alpha}\ \pi\acute{\alpha}\nu\ \tau\acute{o}\lambda\mu\alpha\tau\omicron\nu$  ruft sich also die zu Tode betrubte Sappho in ein gefaßtes Leben zurück. Da fühlt man sich erinnert an das Gedicht 94 L P. 96 D., wo Sappho sich  $\acute{\alpha}\delta\acute{o}\lambda\omega\varsigma$  — d. h. mit einer ihr auch sonst nicht fremden  $\acute{\upsilon}\pi\epsilon\rho\beta\omicron\lambda\acute{\eta}$  <sup>37)</sup> — zu sterben sehnt, weil eine geliebte Schülerin gegen eigenen Willen von ihr scheiden muß, wo sie aber diesen emphatisch beteuerten Todeswunsch sogleich fallen läßt und ihrerseits dem Mädchen Trost zuspricht durch Erinnerung an die vielen schönen gemeinsamen Erlebnisse in ihrem Thiasos.

Den Inhalt des mit  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\alpha}\ \pi\acute{\alpha}\nu\ \tau\acute{o}\lambda\mu\alpha\tau\omicron\nu$  beginnenden Schlußteils der Agallisode hat Wilamowitz, S. u. S. 75, im Anschluß an Welcker, Kl. Schr. II 99, zur Hauptsache einleuchtend umrissen: es ist die Eheschließung des Mädchens und sein dadurch bedingtes Ausscheiden aus der  $\acute{\epsilon}\tau\alpha\iota\rho\iota\acute{\alpha}$ . Nur durfte Wilamowitz diese Heirat nicht als augenblicklich geschehend ansehen, sondern als über kurz oder lang bevorstehend. Damit fällt denn auch für die hartnäckigen Verfechter der Ansicht von dem unbedingt einem Bräutigam geltenden Makarismos ein Brocken, obzwar ein kleiner, ab: in der Tat handelt es sich um einen  $\gamma\acute{\alpha}\mu\beta\rho\varsigma$ , der hier seligepriesen wird, zwar nicht um einen jetzigen, aber doch um einen künftigen.

Die nächste Frage ist nun diese: Wann mochte der Vorgang, welchen Sappho in den fünf ersten Versen ihres Gedichtes schildert, sich abgespielt haben? Dafür gab es mancherlei Möglichkeiten. Am nächsten läge es, an eine Hochzeitsfeier zu denken,

---

37) Ich gebrauche einen Ausdruck, welchen Demetr. De elocut. 162 bei anderer Gelegenheit auf Sappho anwendet.

wo Jünglinge und Jungfrauen beim *δειπνον* einander gegenüber-saßen und wo Sappho das eigentliche Epithalamion vorgetragen haben mag, das wir nicht kennen. Und nun weiter: Wie verlief der Weg von Sapphos innerem Erleben, welches den uns erhaltenen Strophen des Gedichtes zugrunde liegt, bis hin zu dessen Schöpfung und Abfassung in vollem Sinne? Dieser Weg führte über eine Station, welche durch Worte aus einem anderen Gedicht der Sappho (fr. 109 L P. 122 D) sowie durch einen Vers aus dem Hymenaeus des Catull (62, 28) veranschaulicht sei: *δῶσομεν, ἦσι πάτηρ* und *quae pepigere viri, pepigerunt ante parentes*; solche ägyptischen Vorgänge werden auch um Agallis und *κῆνον ἄνδρα* stattgefunden haben. Demnach läge, wie schon angedeutet, ein zeitliches Intervall zwischen Sapphos seelischem Erlebnis und dessen literarischer Ausprägung. Das ist gewiß kein ungewöhnlicher Vorgang, bei Sappho ebensowenig wie sonst in lyrischer Dichtung<sup>38</sup>).

Wann und wie mag nun das Gedicht bekannt geworden sein? Die Frage könnte bedeutungslos erscheinen, denn zweifellos lebte damals wie überhaupt im damaligen Hellas, und so auch auf Lesbos, die von Wilamowitz verlästerte 'Schreibtischpoesie', will sagen Leseoesie. Jedoch läßt sich im gegenwärtigen Falle die Sucht selbst der strammsten Realitätenjäger unschwer befriedigen. Denken wir uns den Hergang der Dinge etwa so: Die *ἐγγύησις* der Agallis ist erfolgt und auch ihren Freundinnen bekannt geworden; nun benutzt Sappho irgendein geselliges Beisammensein dieses Thiasos, um ihr zur Verlobung und zum künftigen Eheleben Glück- und Segenswünsche auszudrücken, wobei sie auf jenes eigene Erlebnis von einst zurückgreift, welches der Voraussicht des Kommenden entsprang.

## II

Nun zu dem von Sapphos Agallisode abhängigen 51. Catullgedicht, welches hinsichtlich seiner Deutung ebenfalls ein Spektrum recht unterschiedlicher Meinungen ausgestrahlt hat — ein Wirrsal, durch das wir versuchen wollen, ohne allzu viel Polemik, uns einen eigenen Weg zu bahnen. Angesichts des hier vorliegenden literarischen Verhältnisses scheint es angezeigt, den

38) Einsichtsvolle Ausführungen darüber bei Setti l. c. 206 ff., wobei er auch das vorhin (S. 15) von uns berührte Gedichtstück Sapphos (fr. 94 L P. 96 D) verwertet.

Ausgang zu nehmen von den Deutungen und Bewertungen, welche das Gedicht des Catull im Zusammenhang mit der Auslegung des sapphischen erfahren hat, und zwar wie dort so hier seitens Wilamowitz.

Ille mi par esse deo videtur,  
 ille, si fas est, superare divos,  
 qui sedens adversus identidem te  
 spectat et audit  
 5 dulce ridentem, misero quod omnes  
 eripit sensus mihi; nam simul te,  
 Lesbia aspexi, nihil est super mi  
 . . . . .  
 lingua sed torpet, tenuis sub artus  
 10 flamma demanat, sonitu suopte  
 tintinnant aures, gemina teguntur  
 lumina nocte.  
 otium, Catulle, tibi molestumst:  
 otio exultas nimiumque gestis;  
 15 otium et reges prius et beatas  
 perdidit urbes.

Wilamowitz hat sich über das Gedicht mehrfach in recht abschätziger Weise geäußert: einmal (Reden u. Vorträge I<sup>4</sup> 218) bezeichnet er es als 'schülerhafte Übersetzung', ein andermal (S. u. S. 75) nennt er es 'Studentenpoesie'. Schon die Hinzufügung des 2. Verses tadelt er scharf (S. u. S. 59 A<sub>1</sub>), wie denn auch E. Norden<sup>39)</sup> von einer ganz schlimmen Entstellung eines Sapphischen Verses sprach, Ed. Fraenkel<sup>40)</sup> von einem schlimmen Zusatz. Was nun die als Übertreibung beanstandeten Worte *superare divos* angeht, so darf man darin gewiß den echten Ausdruck eines überschwenglichen Gefühls erblicken<sup>41)</sup>. Und wie steht es mit den vorhergehenden Worten *si fas est*? Nach dem Bedünken von Wilamowitz (S. u. S. 59 A<sub>1</sub>) hat sie 'der gute Junge ebenso fromm wie ungeschickt hinzugefügt'. Ohne auf die verschiedenen Beanstandungen oder Erklärungen im einzelnen einzugehen<sup>42)</sup>, möchte ich die Worte einfach als ein überleitendes

39) Die römische Literatur (Leipzig 1954. V. Aufl.) 38.

40) Plautinisches im Plautus (Berlin 1922) 15 A. 2.

41) Im wesentlichen so schon Snell a. O. (Herm. 66) 76.

42) Bemerkt sei immerhin, daß ich den Ausdruck eines den Überschwang hemmenden Gefühls, wie Snell a. O. meint, darin nicht zu erblicken vermag.

Verbindungsglied zu dem folgenden Ausdruck gesteigerter Empfindung verstehen und zugleich eine Stelle aus Sappho fr. 35, 3—7 D. 23, 3—7 L P. (Pap. Ox. X [1914] 1231) anführen

.. ὡς γὰρ ἄν]τιον εἰσίδω σ[ε  
 . . . . . Ἐ]ρμύονα τεαύ[ταν  
 5 οὐδαμα], ξάνθαι δ' Ἐλέναι σ' εἰσ[κ]ην  
 οὐδεν ἄει]κες,  
 αἰ θέ]μις θνάταις.

Die Ergänzungen stammen von Wilamowitz, der mit den Erstherausgebern zusammenarbeitete, und diese haben αἰ θέ]μις θνάταις in den Text aufgenommen, obgleich sie die Lesung des μ in θέ]μις als unsicher bezeichneten<sup>43)</sup>. In der Tat gestattet der Zusammenhang wohl kaum einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Herstellung, und wenn nun Sappho diese Wendung sogar beim Vergleich einer Sterblichen mit Helena gebrauchen durfte, sollte es dann dem Catull bei der Erhebung eines Menschen über das Göttliche hinaus nicht erlaubt sein?<sup>44)</sup>

Nun zu Wichtigerem, das die zweite Strophe bringt. Während Sappho von ihren mehrfachen kurzen Blicken auf die Schülerin spricht, sagt Catull: 'sobald ich dich, Lesbia, erblickte . . .' Also es erging ihm wie dem Damon bei Vergil ecl. 8, 41 *ut vidi, ut perii*, wie der Simaitha bei Theokrit 2, 82 ὡς ἴδον, ὡς ἐμάνην oder, um auch eine Parallele mit *simul* anzuführen, wie dem Pluto mit Proserpina bei Ovid met. 5, 395 *paene simul visa est dilectaque. Diti*. Das heißt: eine Liebe auf den ersten Blick, wie oft in der Literatur; bei Catull aber ist es nicht nur poetische Erfindung, denn bei ihm war Erleben und Dichten eins. Und wie hat sich dies Erlebnis abgespielt? Davon sich eine Vorstellung zu bilden ist einfach genug. Catull nimmt an einer geselligen Veranstaltung des Caecilius Metellus Celer teil; dort kommt ihm Clodia, die Gattin des Hausherrn, vor Augen und er fühlt sich primo aspectu hingerissen von ihrem verführerischen Liebreiz. Leider jedoch muß er sie zugleich kokettieren sehen mit einem anderen Manne und so schwindet ihm jede Hoffnung, ihre Gunst zu gewinnen<sup>45)</sup>. Daß Clodia Buhlen in

43) Lobel und Page belassen daher die Ergänzung in der adnotatio.

44) Erinnerung sei auch an Catull 68, 141 *nec divis homines componier aequum est*.

45) Gänzlich abwegig ist es natürlich, wenn Bickel a.O. (Rhein. Mus. 89) 198 in dem Gesprächspartner Clodias ihren Ehemann erblickt und den

Vielzahl hatte, wie er später schmerzlich erleben sollte, das konnte er damals noch nicht ahnen. So glaubt er denn, sich abwenden zu müssen von einer Lebensweise, welche die Gefahr der Verstrickung in unselige Leidenschaften mit sich bringt. Und welches ist die andere, die bessere Lebensführung? Er sagt es mehr implicite als explicite, aber die andeutende Ausdrucksweise läßt klar genug erkennen, welche gemeint ist: eine der ersten Beschäftigung gewidmete.

Hiermit haben wir einen Querschnitt durch einen umfangreichen Komplex vieldiskutierter Fragen gezogen. Es geschah in großer Linie; holen wir nun rückgreifend einige detaillierte Erörterungen nach, wobei den Ausgangspunkt bilde die soeben erreichte Etappe: die Schlußstrophe. Wie bekannt, erschienen diese Verse manchen Philologen so 'rätselhaft' — um mit O. Immisch<sup>46)</sup> zu reden —, daß sie die Strophe für unecht erklärten oder doch ihre Zugehörigkeit zu unserem Gedicht in Abrede stellten. Besonders eingehend hat sich mit dieser Frage Bickel a. O. 205 ff. befaßt. Im Verlauf der ebenso breit gedehnten wie unglücklich geführten Erörterung bezeichnete er das Problem als unlösbar (S. 211) und empfahl als wissenschaftliche Haltung ihm gegenüber das ἐπέχειν (S. 213), worin ihm sogar Ed. Fraenkel<sup>47)</sup> beipflichtete, welche Zustimmung er jedoch erfreulicherweise wenig später widerrufen hat<sup>48)</sup>.

Sonach ist der Sinn der Strophe in sich klar: als Verurteilung des Müßiggangs, der auch nach antiker Denkweise vieler Laster Anfang ist. Als weitere Frage stellt sich diese: Worin sah Catull seinen Müßiggang? Nach der Meinung von Wilamowitz, S. u. S. 59 A. liegt ihm schwer auf dem Gewissen, daß er seine juristischen Studien und die *Salutatio* vornehmer Gönner sträflich verabsäumt. Aber wenn — immer nach Wilamowitz (S. 58,2) — der blutjunge Provinziale in Rom Zutritt im Hause eines hochvornehmen Herrn gewonnen hat und dort abseits in einem Winkel steht — von wo er denn zusehen muß, wie an-

---

Dichter verzweifeln ließ an der Hoffnung, die Gunst einer verheirateten Frau zu gewinnen — sogar schon die Worte *si fas est* sollten auf diesen Skrupel hindeuten! Wie viel treffender hatte Wilamowitz schon lange vorher (S. und S. 295, 1) von der verheirateten römischen *femina galante* gesprochen, deren 'Ehemann indifferent' ist.

46) Catullus Sappho. SB Heidelberger Ak. 1933/4. II S. 4.

47) Horace (Oxford 1957) 212 A.

48) Gnomon 34 (1962) 260.

sehnlichere junge Männer sich mit der von ihm angebeteten Herrin dieses Hauses vertraut unterhalten —, läge das nicht gerade in der Bahn, welche er mit der *Salutatio* vornehmer Gönner betreten hat? Und drohte ihm innerhalb dieses Bereiches nicht auch anderswo die Gefahr gleichartigen Erlebens? Demnach führt die von Wilamowitz so gern geübte Methode handfester Konkretisierung auch hier an der Wahrheit vorbei. Wir unsererseits denken uns die Entstehung des Gedichts etwa so: Catull ist aus dem Hause des Caecilius Metellus heimgekehrt, erfüllt von einer Liebe, welche ihn plötzlich überfallen hat und ihm das Herz zerbrannt, für die er aber keine Hoffnung auf Befriedigung glaubt hegen zu können. Dieser Vorgang drängt bei ihm, dem Erlebnisdichter κατ' ἐξοχήν, naturgemäß zu poetischem Niederschlag, und da kommt ihm die Agallisode der Sappho zu Sinn. Freilich waren dort die Gegebenheiten gänzlich andere, aber für den emotionellen Hauptfaktor, nämlich den machtvollen Ausdruck der Gefühlssymptome, konnte jenes Gedicht doch als Muster dienen, und auch der abschließende Ausdruck der Bescheidung mochte sich dem Dichter als ein Element der Affinität zu seiner eigenen Situation darstellen, welche einen entsagenden Verzicht zu fordern schien.

Mit dem Wort 'Verzicht' ist Entscheidendes ausgesprochen, ja etwas, nach dem das Gedicht benannt werden kann. Gern wird es sonst als Werbegedicht an Clodia bezeichnet — so von Bickel gleich im Titel seines mehrfach zitierten Aufsatzes<sup>49)</sup> — und Walter Wili, Festschrift für Edouard Tièche (Bern 1947) 180 nennt es gar einen 'wortgewordenen Raub der Lesbia'. Andere sprechen von Huldigungsgedicht, Liebeserklärung<sup>50)</sup> oder ähnlichem; das ist weniger unzutreffend, trägt aber doch der Schlußstrophe in keiner Weise Rechnung, denn diese läßt sich nun einmal nicht leichtthin als ein ἀπροσδόκητον und als ein Gewächs literarischer Topik abtun, wie etwa Kroll in seinem Kommentar es zu können glaubt. Vielmehr ist sie ganz individuell-persönlich gemeint als ein Rückruf seiner selbst aus einer für ihn verderblichen Lebensart, wie wir das im obigen bereits ausgesprochen haben — ohne den Anspruch, damit etwas eigentlich Neues vorzubringen. Wohl aber liegt uns daran, einiges von manchen Interpreten schon Erkanntes zu voller Aus-

49) Im Text kann man dann etwa lesen (S. 214), jeder Vers zeuge dafür, daß hier das eigentliche Werbegedicht an Clodia erhalten ist.

50) So etwa R. Stark a.O. (Herm. 85) 333.

wirkung zu bringen, was für das Verständnis des Gedichtes in seiner Ganzheit förderlich sein dürfte.

Daß das *otium* nach verbreiteter antiker Anschauung ein Nährboden der Liebe, und zwar insbesondere der unheilvollen, sei, dafür sind, nach dem Vorgang von E. Rohde, Der griechische Roman 76,1, von den Erklärern zahlreiche Belege beigebracht worden, die sich noch um manche weitere vermehren ließen<sup>51</sup>). Catull nun erfährt das in eigener Person und so erwächst in ihm der Wille, dem *otium* Valet zu sagen und — diese Konsequenz ergibt sich von selbst — sich dem *negotium* zuzuwenden. Und wo glaubt er diese Zuflucht finden zu können? Gewiß nicht, wie Wilamowitz meinte, im Getriebe der sozialen haute volée, in welchem er ja eben stand, sondern auf einem Felde, dessen Bestellung ihm dereinst das Prädikat '*doctus*' eintragen sollte, nämlich dem der *studia severa* — mit Properz II 3,7 zu reden, wo diese *studia* in einer auf die Lage Catulls anwendbaren Weise dem *amor* als Ausweichmittel entgegengestellt werden<sup>52</sup>). Man denkt auch an Properz III 21, wo der Dichter den Entschluß kundgibt, eine lange Reise nach Athen zu unternehmen, um den Liebesqualen um Cynthia zu entweichen und sich dort den philosophischen und literarischen *studia* zu widmen (V. 25 ff.). Überhaupt gilt ja nach allgemein menschlicher Erfahrung die schaffende Arbeit als bestes Beruhigungsmittel für die erregte Seele. Was ist es denn, das nach Schiller in einem seiner schönsten Gedichte ('Die Ideale') 'der Seele Sturm beschwört'?

Beschäftigung, die nie ermattet,  
Die langsam schafft, doch nie zerstört.

Und Goethe schreibt an die Freundin Marianne von Willemer (6. Oktober 1816) 'aus der Ferne' in 'trauriger Entbehrung', daß nur ununterbrochene Tätigkeit ihn lebendig erhalte.

Wenn nun also Catull implicite den Entschluß zu einer Wandlung ausdrückt — *alio animi traducere motus* könnte man mit Lucrez (IV 1072) sagen —, so bedeutet das gleichsam einen Bruch mit seinem eigenen Selbst, nicht aber würde ich mit Snell a. O. (Hermes 1931) 84 sagen, daß damit ein Bruch in das Gedicht komme. Wenn Rohde a. O. von einer 'etwas schroff an

51) Hingewiesen sei etwa auf Ter. Haut. 109 *nulla adeo ex re istuc fit nisi ex nimio otio. ego istuc aetatis non amori operam dabam*. Plaut. Merc. 62 *non . . . amori neque desidiae in otio operam dedisse*.

52) Eingehend über diese Properzstelle in anderem Zusammenhang W. Steidle, Wien. Stud. 75 (1962) 109. 112.

das übrige Gedicht herangeschobenen Strophe' sprach, so war schon das ein wenig angemessener, überscharfer Ausdruck, und das Wort 'Bruch' ist es in noch höherem Grade. Denn, so fragen wir: Ist diese Schlußstrophe nicht vielmehr eine konsequente Fortsetzung alles Voraufgehenden? Mit Recht betont ja Snell den Ausdruck der Eifersucht und ich möchte noch darüber hinausgehend bemerken, daß dies Element bei Catull ein anderes und ein ungleich schwerer wiegendes ist als bei Sappho. Agallis ist eine von vielen, der Sappho lieben Schülerinnen und sie wendet dem Manne ein durchaus anders geartetes Gefühl zu als ihrer verehrten Lehrerin. Ihr kann Agallis auch weiterhin, wo sie auch sei, zugetan bleiben, und daran und an schönen Erinnerungen kann Sappho sich trösten, ebenso wie sie das sonst getan hat und auch nun zu tun gesonnen ist, wie der Vers 17 immerhin noch erahnen läßt. Ganz anders liegen die Dinge bei Catull. Er sieht Clodia zum ersten Male und schon ist er Feuer und Flamme für sie; jedoch muß er gleichzeitig wahrnehmen, daß ein anderer bei ihr in Gunst steht. Was das für einen heißblütigen Mann bedeuten kann, sei veranschaulicht durch die Worte, welche Friedrich Hebbel in seiner schönen Tragödie 'Gyges und sein Ring' den Gyges sprechen läßt, nachdem dieser die Gemahlin seines Königs Kandaules einmal erblickt hat:

Ich wurde reif zum Tode, denn ich sah,  
Daß alles, was das Leben bieten kann,  
Vergeben war.

Nicht geradezu ebenso, aber doch in verwandter Weise fühlt Catull sich betroffen beim Anblick der schäkernden Clodia, und so fügt sich die otium-Strophe keineswegs in abrupter Weise den voraufgehenden an, sondern sie bildet deren organische Fortsetzung.

Es ist ja von vornherein verfehlt, in den ersten drei Strophen eine Übersetzung als Selbstzweck zu erblicken, wie es von jeher häufig geschah (Wilamowitz sprach, wie wir hörten, sogar von einer 'Übersetzungsübung'). Dazu ist vorab zu sagen: Kein eigentlich lyrisches Gedicht des Catull ist eine Übersetzung, und keines seiner Gedichte, das eine spezifisch literarische Unterlage oder auch nur eine solche Beziehung hat, ist an Lesbia gerichtet, und überhaupt: mag sie als Angehörige der gehobenen römischen Gesellschaftsschicht gewiß nicht ungebildet gewesen sein, auf ein tieferes und wirklich reges literarisches Interesse dieser Frau deutet in Catulls Gedichten

nichts<sup>53</sup>); darin war ihr sogar die Cynthia des Properz, diese femme galante der Halbwelt, überlegen. Also nochmals: Unser Gedicht ist vom ersten Anfang an durchgehend auf die resignierende Schlußstrophe ausgerichtet, welche alles andere als ein ἀπροσδόκητον nahtlos an die vorigen angeschlossen ist und ohne welche das Gedicht kein Ganzes und ebensowenig ein wirkliches catullianum wäre<sup>54</sup>).

Also, wie wir sahen (S. 20): kein Huldigungs- oder Werbe-gedicht an Clodia, keine Liebeserklärung, aber auch keine Ab-sage — selbst diese Bezeichnung wäre nicht voll angemessen. Warum? Weil das Gedicht der Clodia gar nicht zugehen konnte. Catull war ja, als er es verfaßte, für Clodia noch ein unbekannter Fremdling, der gewiß noch kein Wort mit ihr ge-wechselt hatte. Demnach ist dies Gedicht die stille Herzens-ergießung eines hoffnungslos Liebenden, der sich aus dem Gewühle einer leichtlebigen Welt zurückruft in die Sphäre ernster Tätigkeit — also ein Verzichtgedicht, wie wir schon einmal sagten, gehalten in monologischer Form<sup>55</sup>). Soll das nun etwa besagen, daß der Clodia dieses im Grunde doch von ihr inspirierte Gedicht überhaupt nicht zur Kenntnis gelangt sei? O nein — die Dinge sollten ja einen ganz anderen Verlauf nehmen, als Catull gedacht und gewollt hatte. Und dies wo-durch? Durch sein eigenes Versagen. Er hat den Entschluß zu einer soliden Lebensführung nicht durchzuhalten vermocht, sondern ist, vermutlich sehr bald, in jene lockere zurückgefallen, wozu eben der Charme jener βεῶπις (wie Cicero sie gern nannte, ad Att. 2, 9, 1 u. ö.), der ihn nun einmal für immer unlöslich in seinen Bann geschlagen hatte, den entscheidenden Impuls gegeben haben dürfte. So ist er denn der Clodia wieder begegnet, ja er hat sich dieser vornehmen Dame, die er bislang nur von fern angebetet hatte, allmählich nähern können und hat sogar ihre volle Gunst gewonnen. Da wird er ihr dann gewiß auch jenes wehmütige Gedicht mitgeteilt haben, und sie mag triumphiert haben ob ihres Sieges über den tugend-

53) Richtig so L. Alfonsi, *Lesbia*, Am. Journ. of Phil. 71 (1950) 60.

54) Alledem tut keinen Abbruch die Tatsache, daß Catull in der Selbstanrede topische Formulierungen verwendet. Eine Wahrheit bleibt wahr, auch wenn sie alt und vielbesagt ist.

55) Diese Form ist die dominierende. Daß dem die vorausgehende Anrede an Lesbia keinen Abbruch tut, dafür genügt ein Hinweis etwa auf das 8. Gedicht mit seinem sogar mehrmaligen Wechsel zwischen der Selbst-anrede und der Anrede an die puella.

eifrigen Catull der letzten Strophe, den sie in das ausgelassene Leben zurückgelockt hatte. Über Catull und Lesbia sind von philologischer Seite manche ἐρωτικοὶ λόγοι geschrieben worden. Dabei ist das Hin und Her, das Auf und Ab dieser Liebe trotz ihrer vermeintlich so sicheren Dokumentation recht unterschiedlich ausgefallen; eines aber haben sie alle gemein: das Fehlen des eigentlichen Anfangskapitels. Diesem Mangel glauben wir nunmehr, fußend auf verlässlicher Grundlage, abgeholfen zu haben, allerdings ohne jede Zuversicht, den damit angespannenen Faden durch alle die wechselnden Phasen dieser Liebschaft weiterziehen zu können.

Aus solcher Sicht der Entstehung dieses wohl meistbehandelten und auch ebensoviel mißhandelten Catullgedichtes sowie seiner Stellung innerhalb des Zustandekommens des Liebesbundes zwischen Clodia und Catull löst sich endlich auch eine andere Frage, die allerdings garnicht mehr als Frage empfunden wird, nämlich die nach dem Grunde der Bezeichnung der Clodia als Lesbia. Man sagt: Die beiden haben sich in der gemeinsamen Bewunderung für Sappho gefunden. Das ist die *communis opinio*, man liest sie z. B. in Krolls Kommentar, bei Ed. Fraenkel, Journ. Rom. Stud. 45 (1955) 5 und auch ich habe mich einstmals in diesem Sinne geäußert, bin aber seither längst davon abgekommen. Aus folgenden Gründen: Was Clodia betrifft, so sei, wie schon eben, darauf hingewiesen, daß für ein starkes literarisches Interesse bei ihr keine Anzeichen vorhanden sind, und vollends, daß sie bei ihrem Naturell sich gerade für Sappho, die Koryphäe der Mädchenliebe, begeistert haben sollte, ist wenig wahrscheinlich. Auch bei Catull sind aufs Ganze gesehen die Spuren von Anlehnung an Sappho recht gering, unser Gedicht stellt einen Sonderfall dar. Wie ist es dazu gekommen? Sapphos Agallisode war wegen ihrer Schilderung eifersüchtigen Liebesleides sehr bekannt und hatte bereits in der römischen neoterischen Lyrik Nachhall gefunden<sup>56)</sup>, und so fand denn auch Catull, schmerzlich betroffen von seinem ersten Erlebnis mit Clodia, für den Ausdruck der ihn bewegenden Qual ein Muster in jenen Versen der Sappho. Und wie sollte er die Clodia benennen? Er holte den Decknamen von der *Lesbia vates* her. *Lesbia dictavit, docte Catulle, tibi* — so sagt Martial (VIII 6,8) von Catull, natürlich in gleichem Sinne wie kurz vorher von Properz *Cynthia te vatem*

56) Feine Beobachtungen darüber bei Stark a. O. 325 ff.

*fecit, lascive Properti*. Erlauben wir uns nun einmal, bewußt travestierend, die Worte des Martial über Catull auf die wahre Lesbia hinzuwenden, so hören wir in ihnen ausgedrückt, welches *divinum ingenium* erstmals 'ihm gab zu sagen, was er leide'.

### Exkurs

#### über Sappho fr. 94 D.

Der im ersten Teil unserer Untersuchung (S. 12) herangezogene, mit *Δέδουκε μὲν ἂ σελάννα* beginnende Vierzeiler soll hier hinsichtlich seiner Herkunft einer etwas eingehenderen Betrachtung unterzogen werden als es dort möglich war, wobei auf die ebendort genannte Untersuchung von Marzullo, *Studi di poesia eolica* wiederholt Bezug zu nehmen sein wird. Daß es sich nicht um ein Volkslied handeln kann, hat, wie bereits erwähnt, Marzullo ausgesprochen unter Berufung auf die Form *Πλητιάδες*, die der epischen Sprache angehört, welche ja, wie man mit Recht gesagt hat, eine Art dichterischer Gemeinsprache geworden war<sup>57</sup>). Was nun die Autorschaft angeht, so wird das Lied von Hephaest. enchir. 11,5 p. 37 Consbr. ohne Verfasseramen angeführt, aber diesen Umstand teilt es wie mit zahlreichen anderen, sicher echten Sapphozitaten, so gleich mit dem bei Hephaestion unmittelbar vorhergehenden, welches auf ein anderes, mit Sapphos Namen versehenes, folgt. So erklärt denn auch Wilamowitz, der sich mehrmals mit Entschiedenheit für die Volksliedhypothese ausspricht, daß das Gedicht im Altertum zweifellos unter dem Namen Sapphos stand<sup>58</sup>). Außerdem hat Marzullo l. c. 4 f. verdienstlicher, von Treu, Gnom. 1960, 745 gewürdigter Weise darauf aufmerksam gemacht, daß Arsenios zu den Apophthegmata des Apostol. V 98 c, II p. 363 Leutsch die Verse mit dem Vermerk *Σαπφούς* anführt, womit er fraglos auf antiker Tradition fußt.

Unnötig zu sagen, daß uns die sapphische Urheberschaft des Liedchens dadurch keineswegs als erwiesen gilt; gingen

57) S. etwa Wilamowitz, Die griechische Literatur (Leipzig 1912) 38. R. Pfeiffer, Gnomon 1926, 319. 1930, 320. Epischen Einfluß auf die Lautgebung der äolischen Poesie demonstriert auch Eva Hamm, Grammatik zu Sappho und Alkaios, Abh. Ak. Berlin 1957, 41, unter Berücksichtigung des hiesigen *Πλητιάδες*.

58) Wilamowitz, Isyllos von Epidauros (Berlin 1886) 129, 7. Textgeschichte der griech. Lyriker (Abh. Götting. Ges. d. Wiss. 1900) 33, 1. S. und S. 75, 1.

doch im Altertum sogar ganze Dramen unter falschem Namen. Uns geht es darum, ob es, wenn auch nicht der Sappho, so doch der aeolischen Poesie und damit dem lesbischen Zivilisationskreise angehört. Das wäre zu verneinen, wenn die Strophe eine, gemessen an ihrer Kürze, so gehäufte Zahl von Paradialektismen enthielte, wie Lobel und Page es meinen. Man findet die Anstöße in Kürze aufgezählt bei Page, S. a. A. 129 A., deren Reihe beginnt mit dem Artikel vor *σελάννα* gemäß der Verwerfung durch Lobel, *Ἀλκαίου μέλη* (Oxford 1927) prol. p. XCI A. 1. Das führt also an die Problematik der Artikelsyntax im Aeolischen und damit auf ein ausgedehntes Feld, auf welchem wir uns jedoch nicht unbegrenzt zu bewegen gedenken.

Über den Gebrauch des definitiven Artikels bei Sappho und Alkaios hat, wie bekannt, Lobel in der soeben zitierten Vorrede zu seiner Alkaiosausgabe sehr eingehend gehandelt. Danach erfolge die Setzung und Nichtsetzung des Artikels in dieser Literatur nach ganz bestimmten, genau differenzierten Normen, aus deren Anwendung sich eine ebenso mannigfaltige wie subtile Klassifizierung des erhaltenen Materials ergebe, wobei die Momente der Anaphora, der Emphase, des Generellen und ähnliche maßgebend wirken. Dabei bleibt jedoch eine erdrückend große Menge von Fällen, welche sich einer solchen Systematisierung entziehen und daher als unerklärt, unerklärlich, exceptionell, anomal oder ähnlich bezeichnet werden. Gegen dieses Verfahren wurden unter methodischem Gesichtspunkt in Kürze manche Bedenken erhoben schon von R. Pfeiffer, *Gnomon* 6 (1930) 320, und Marzullo hat in seinen *Studi des öfteren*<sup>59)</sup> an Lobels Aufstellungen Kritik geübt, wobei neben der Annahme epischen Einflusses auf die Artikelsetzung bei Sappho und Alkaios die noch stärkere Herausstellung des expressiven Sinneselementes eine vorwaltende Rolle spielt. So erklärt er denn S. 28 f. — unter Zustimmung von M. Treu, *Gnomon* 32 (1960) 745 — den Artikel in *δέδουκε μὲν ἃ σελάννα* als gerechtfertigt durch die stilistische Absicht eines anaphorischen Kontrastes, in welchen das folgende *ἔγω δὲ μόνα κατεύδω* dazu trete.

Gegenüber alledem gedenken wir unsererseits, einen gänzlich anders gerichteten Weg einzuschlagen, ausgehend von der Überlegung, daß der bestimmte Artikel in einem Prozeß der

59) Siehe den Sachindex s. v. articolo.

Abschwächung aus dem Demonstrativpronomen herausgewachsen ist. Demnach muß die Verwendung des Artikels mit deiktischer oder sonstwie hervorhebender Kraft die Frühphase des Artikelgebrauchs bilden, wohingegen die Anwendung in schlichtem Sinne, d. h. als eigentlicher Artikel, ein bereits weiter entwickeltes Stadium repräsentiert. Nun fehlt es an Belegen für den Gebrauch des abgegriffenen Artikels bei Sappho und Alkaios wahrlich nicht. An erster Stelle sei hingewiesen auf den früher (S. 11) in anderem Zusammenhang angeführten Sapphovers 102. 114,1<sup>60</sup>) γλύκηνα μάτερ, οὔτοι δύναμαι κρέκην τὸν ἴστον. Das Wirken am Webebaum bildet eine der gewöhnlichsten Beschäftigungen der griechischen Frau, und dennoch wird dies so ganz alltägliche Gerät hier mit dem Artikel ausgestattet. Weiter: Sapph. 42. 16 Den Tauben wird kühl zu Mute, πὰρ δ' ἴεσι τὰ πτέρα. Sappho schildert, fr. 57. 61,3, ihre verhaßte Rivalin Andromeda als οὐκ ἐπισταμένα τὰ βράχε' ἔλκηνη ἐπὶ τῶν σφύρων — alle diese Stellen bezeichnet Lobel, *Am p.* LXXXIII. LXXXV als unerklärlich, wozu er sich auch in sehr zahlreichen anderen Fällen genötigt sieht. Was das die Andromeda betreffende Fragment betrifft, so sei noch darauf hingewiesen, daß Andromeda kurz vorher (V. 2) als ἀγροῦτιν ἐπεμμένα σπόλαν (oder στόλαν) verhöhnt wird — ein beredtes Zeugnis für die Beliebigkeit der Artikelsetzung. Den beiden zuletzt angeführten Stellen kommt auch insofern eine besondere Bedeutung zu, als Lobel *p.* LXXXIV gerade den Kleidungsstücken einen Artikel nicht zubilligen möchte; daher sei noch auf Ähnliches hingewiesen: Sapph. 22, 13. 36,5 ἀ γὰρ κατάγωγις αὐτὰ[ ἐπτάαισ' ἴδοισαν. 110. 124 θυρώρωι πόδες ἐπτορόγυιοι, τὰ δὲ σάμβαλα πεμπεβόηα. Das Vorhandensein des Artikels vor σάμβαλα im Unterschied zu seinem Fehlen vor πόδες zu erklären, ist Lobel *Am XCIII* nicht gelungen.

Mit den σφύρα von frg. 57. 61 sind wir an Körperteile gelangt und damit an Dinge, denen nach Lobel der Artikel nicht zusteht. So wird er denn beispielsweise auch in *Alk.* 362. 92,1. 3 περὶ ταῖς δέραισι und κατ τῷ στήθεος von Lobel *LXXXVI* und von Page, *S. a. A. p.* 311, der sich ja überhaupt in der Artikelsyntax rückhaltlos an Lobel anschließt, als uner-

60) Im folgenden werden die Fragmente der Sappho und des Alkaios gewöhnlich so zitiert, daß die erste Zahl sich auf die Ausgabe von Lobel und Page, die zweite auf die von Diehl bezieht. Bei übereinstimmender Verszahl wird diese nur hinter die zweite Fragmentnummer gesetzt.

klärlich bezeichnet. Um so unbequemer ist andererseits im Hinblick darauf das Fehlen des Artikels (s. Lobel Αμ LXXXIII) in Sapph. 58. 65 A. 15 γόνα δ' οὐ φέροισι, wo die vom Alter heimgesuchte Dichterin über die schwindende Tragkraft der Knie klagt — auch dies ein sinnfälliger Beleg für die in der Artikelsetzung obwaltende Freiheit. Weiter: Worte für Schiffsladung führen bei Sapph. 20. 31, 13 ]δὲ τὰ φόρτι' εἰκ[<sup>61</sup>) und bei Alk. 208<sup>a</sup> L P τὰ δ' ἄγματα den Artikel, während selbst bei dem Ionier Archilochos P. Ox. XXII (1954) 2410 fr. I 1, 29 φορτίων ohne Artikel steht. Die Artikel vor den Blumennamen Sapph. 105<sup>a</sup>. 116,1 τὸ γλυκύμαλον und 105<sup>c</sup>. 117,1 τὰν ὑάκινθον werden von Lobel Αμ LXXV und Page, S. a. A. 65 anomal bezeichnet. Auf die fragwürdige Lehre von der Unterscheidung normaler und anormaler Gedichte bei Sappho und Alkaios soll hier nicht eingegangen werden, gemäß der eingangs geäußerten Absicht der Beschränkung; doch sei für die beiden Sapphostellen auf die Behandlung seitens Marzullo, Stud. col. 65 f. 103. 196 hingewiesen. In unsere Auswahl einbezogen zu werden verdient auch der Vers Alk. 72, 10. 45, 9 τῷ δὲ πύθω πατάγεσκ' ὀ πύθμην: er gehört zur Schilderung eines wüsten Trinkgelages, wo die Schöpfgefäße so tief in das Tongefäß hinabgeführt wurden, daß sein Boden klapperte<sup>62</sup>). Die hier auftretenden Artikel werden von Lobel Αμ LXXVIII und von Page, S. a. A. 172 als proverbial bezeichnet, aber verträgt sich das mit der Vorstellung, daß der Artikel eigentlich der aeolischen Volkssprache fremd sei? So gesteht denn auch Lobel selbst an anderer Stelle (Αμ XCI), daß eine wahrhaft befriedigende Erklärung für jenen Wortlaut nicht gefunden sei. Marzullo op. cit. 84 erblickt sie in dem, wie er meint, expressiven Charakter. Das ist gewiß besser als die Zuflucht zu dem vermeintlichen Sprichwort, scheint jedoch nicht zutreffend und angesichts der zahlreichen, im obigen bereits angeführten Belege für schlichte Artikelsetzung auch unnötig.

Ein vielzitiertes und insbesondere auch durch den Nachhall bei Horaz (carm. I 14) bekannt gewordenes Gedicht des Alkaios ist das mit dem Verse ἀσυννέτημι τῶν ἀνέμων στάσιν beginnende (326. 46 A). Gewiß liegt hier die eigentliche Bedeutungsschwere auf der στάσις, dem Aufruhr der Winde, wie

61) Wenn L P ]δετα φόρτι' drucken, so dürfte das auf übermäßiger Abneigung gegen den Artikel im Aeolischen beruhen.

62) S. Wilamowitz, Kl. Schrift. I 399.

denn schon Dindorf τῶν in τάν hatte ändern wollen, und Lobel (Aμ LXXV f.) wie Page (SA 187) bleiben der Stelle gegenüber auch aus anderen, hier nicht näher zu erörternden Gründen<sup>63)</sup> ratlos. Uns gilt diese Stelle als ein weiterer sinnfälliger Beleg für die Regellosigkeit der Artikelsetzung im Aeolischen. An ihn einen bestimmten anderen anzuschließen liegt nahe, und das soll nun geschehen. In einem Gedicht des Alkaios (350. 50) an den Bruder Antimeneidas nach dessen Rückkehr aus dem fernen Osten, wo er bei den Babyloniern gekämpft hatte, stehen die Verse

ἤλθεσ ἐκ περάτων γὰς ἑλεφαντίαν  
λάβαν τῷ ξίφειος χρυσοδέταν ἔχων.

Hier liegt das Schwergewicht offensichtlich nicht sowohl auf dem Schwert als auf dessen elfenbeinernem, in Gold gefaßtem Griff; warum führt nun aber nicht dieser, sondern das Schwert den Artikel? Nach Lobel Aμ XCII soll der gegebene Wortlaut eine kürzere und elegantere Ausdrucksform darstellen für τὸ ξίφος ἔχων ἑλεφαντίαν τάν λάβαν χρυσοδέταν ἔχων — eine reichlich erklügelt anmutende Erklärung, gegenüber welcher sich unmittelbar die Frage regt: Warum sagte Alkaios nicht einfach

τάν λάβαν ξίφειος χρυσοδέταν ἔχων?

Diese Überlegung läßt wiederum erkennen, wie wenig dem Dichter darauf ankam, den Artikel nur hervorhebend zu gebrauchen, ja mehr noch: er unterließ sogar diese Anwendung zugunsten einer unmittelbar folgenden schlichten Verwendung (bei ξίφειος). Insofern bildet diese Vertauschung gewissermaßen eine Analogie zu der vorhin besprochenen Setzung von τῶν (statt τάν) ἀνέμων στάσιν.

Nun kann die Tendenz zu möglichst weitgehender Verbannung des Artikels aus der aeolischen Poesie begreiflicher Weise auch zu übertriebener Resignation bei der Herstellung von fragmentarisch überlieferten Texten führen. Dafür hier ein Beispiel. Es handelt sich dabei um eine Stelle in dem Alkaiosgedicht 130 L P. Page, S. a. A. 198 (Ox. P. XVIII 2165 fr. 1 col. II), welches der Dichter als ein durch den Bürgerkrieg aus seiner Heimatstadt verjagter Flüchtling geschrieben hat. Da heißt es V. 23 ff.

63) Erwähnt sei nur, daß angeblich der Artikel vor einem nomen abstractum nicht gebraucht werde. Und das trotz Alk. 70. 43, 10 χαλδσομεν δὲ τὰς θυμοβόρω λύας (Lobel Aμ LXXV. LXXXVIII) u. ä.

ἔγ[ω δ' ἄ]πο τούτων ἀπελήλαμαι  
 φε[ύγ]ων ἐσχαταῖσ'. ὡς δ' Ὀνυμακλήης  
 25 ἔν]θα [δ'] οἶος εἰόκησα λυκαιμίαις  
 λ[.....]ον πόλεμον

Der Passus ist, zusammen mit anderen Stücken dieses Papyrus, vortrefflich behandelt worden von K. Latte, *Mus. Helv.* 4 (1947) 141<sup>64</sup>), wobei er den Sinn des Vergleiches mit dem von einem Wolf blutig gebissenen Onymakles erklärt hat: 'Alkaios vergleicht sich mit einem wunden Tier, das sich in das dicke Unterholz verkriecht' (S. 143). Am Anfang von V. 26 hatte Diehl<sup>65</sup>) ergänzt φεύγων τ]όν, wogegen Latte S. 141 mit Recht geltend machte, daß Alkaios das Wort eben erst (V. 24) angewandt hatte; außerdem deuten die Reste des ersten Buchstabens der Zeile nach Angabe der englischen Herausgeber eher auf ein λ als auf ein φ. Daher ergänzte Latte λ[π]ων τ]όν<sup>66</sup>). Um nun anschaulicher im Bilde des sich im Gebüsch versteckenden Tieres zu bleiben, empfehle ich, unter brieflich geäußelter Zustimmung Lattes, zu ergänzen λ[ά]σας τ]όν πόλεμον. Für diese Ausdrucksweise sei hingewiesen auf *Alk.* 69. 42, 8, wo von dem schlaunen 'Fuchs' Pittakos gesagt wird ἤλπετο λάσην, sowie auf *Lukian*, *De sacrif.* 14, wo die Mär berichtet wird, daß griechische Götter aus Furcht vor den Giganten in Tiergestalt nach Ägypten geflohen seien ὡς δὴ ἐνταῦθα λησόμενοι τοὺς πολεμίους. Natürlich erheben wir für unsere Ergänzung des Alkaiosverses nicht den Anspruch absoluter Sicherheit; aber wenn Page, *S. a. A.* 207 schon die Herstellung des Artikels τ]όν an dieser Stelle als unzulässig erklärt, so dürfte das nach allem, was wir bisher gesehen haben, unzutreffend sein und könnte auch auf die in vollere Maße restaurierende Kritik lähmend wirken.

Wir nähern uns dem Ende unserer Untersuchung des Artikelgebrauchs, indem wir uns dem *Frg. Alk.* 338. 90 zuwenden, dessen Anfangsverse so lauten

ὕει μὲν ὁ Ζεὺς, ἐκ δ' ὀράνω μέγας  
 χεῖμων, πεπάγαισιν δ' ὑδάτων ῥοαί.

Warum führt hier Ζεὺς den Artikel? *Lobel Am* 88 und im Anschluß an ihn Page, *S. a. A.* 309 bleiben demgegenüber ratlos, was bei ihrem grundsätzlichen Standpunkt in der Artikelfrage

64) Vgl. den Bericht von Treu, *Würzb. Jahrb.* 3 (1948) 433 f.

65) *Rhein. Mus.* 92 (1944) 16.

66) Diese Ergänzung, welche den Sinn des Verses gewiß richtig trifft, wird von Page nicht erwähnt.

nicht Wunder nimmt; überdies fügen wir als erschwerend hinzu die Tatsache, daß der Artikel bei Götternamen im Griechischen überhaupt nur selten vorkommt<sup>67</sup>). Und warum nun hier? Die Antwort erteilt sich leicht: wegen des vorausgehenden μέν. Von benachbartem μέν und anderen Partikeln als 'Stützen' des Artikels handelt Wackernagel, VüS II 131 f. in belehrender Weise und davon glauben wir hier ebenfalls Gebrauch machen zu können. Allerdings sind noch gewisse weitere Differenzierungen nötig. Bei unmittelbar antithetischem μέν—δέ begreift sich die Setzung des hervorhebende Kraft ausübenden Artikels — sei es bei μέν, sei es bei δέ oder bei beiden — ohne weiteres. Dafür sei als Beleg genannt Alk. 119. 117, 9~11 σοί μὲν γὰρ ἤδη παρβέβηται χρόνος . . . , τὸ κλάμμα δ' ἐλπώρα. Sapph. 50. 49 ὁ μὲν γὰρ κάλος . . . , ὁ δὲ κάγαθος, in welcher letzterem Falle allerdings die substantivierende Kraft des Artikels mit-spricht. Häufiger noch findet sich die nicht antithetische, sondern schlicht parataktische Folge von μέν und δέ, und zwar bald mit, bald ohne Artikel, so etwa Sapph. 154. 88 πλήρης μὲν ἐφαίνεται ἂ σελάννα, αἱ δ' ὡς πέρι βῶμον ἐστάθησαν. 112. 128 σοί μὲν δὴ γάμος ὡς ἄραο ἐκτετέλεστ', ἔχης δὲ πάρθενον, τὰν ἄραο. 141 135 ἀμβροσίας μὲν κράτηρ ἐκέκρατ', Ἑρμαιοῖς δ' ἔλων ὄλπιον θέοις' ὠνοχόησε mit noch zweimal folgendem δέ<sup>68</sup>). Damit kehren wir zu dem signifikanten, an den Anfang dieses Abschnittes gestellten Beleg aus Alkaios zurück, wo auf οἱ μὲν ὁ Ζεὺς ebenfalls zwei — im ursprünglichen Text vielleicht sogar noch mehr — mit rein copulativem δέ angeschlossene Satzglieder folgen, und dies wiederum führt uns zurück zu jenem Fall, um dessen Beurteilung es uns eigentlich zu tun ist.

Wie wir (o. S. 26) hörten, erklärte Marzullo gegen Lobel und Page den Artikel in δέδουκε μὲν ἂ σελάννα als gerechtfertigt durch den emphatischen Kontrast zwischen diesem Wortkomplex und dem späteren ἔγω δὲ μόνα κατεύδω. Dieses Argument scheint mir bedenklich im Hinblick darauf, daß der eigentliche Grund zu diesen klagenden Schlußworten erst durch die unmittelbar vorausgehenden Worte πάρα δ' ἔρχετ' ὄρα ausgesprochen wurde. Und da wir es hier mit einem Himmelskörper zu tun haben, liegt die Frage nahe, warum in diesem Falle für den Artikel eine stärkere Begründung erforderlich sei als etwa

67) Siehe Wackernagel, Vorles. üb. Syntax II 146.

68) Zu lediglich verbindender Funktion abgeschwächtes δέ, im Sinne von 'und', findet sich ja schon bei Homer des öfteren; so etwa B 41—46 nicht weniger als achtmal nacheinander, ohne vorausgehendes μέν.

in Alk. 352. 96 πῶνωμεν· τὸ γὰρ ἄστρον περιτέλλεται (ebenso 347. 94). Tatsächlich wird man ja nach allem, was sich im obigen gezeigt hat, sagen dürfen: Die aeolischen Dichter sind gemäß allgemeiner Dichterart im Gebrauch des definitiven Artikels nicht geradezu verschwenderisch, aber auch nicht eigentlich zurückhaltend; ich habe den Eindruck, daß etwa der Ionier Archilochos durchaus nicht freigebiger damit umgeht. Des weiteren halten sich die Aeoler weder nach der positiven noch nach der negativen Seite an unbeugsam strenge Regeln, und überhaupt dürfte es in der klassischen Gräzität keine Art der Artikelsetzung geben, welche dem Aeolischen fremd war.

Alles übrige läßt sich kürzer erledigen. Als weiteren Beweis der Unechtheit des Gedichtes machen Lobel und Page das Bestehen unaeolischer Lautgebungen geltend, so σελάνα statt σελάννα und μέσαι statt μέσσαι. Jedoch liegen in beiden Fällen Überlieferungsspuren, wenigstens geringfügige, von Doppelung der Konsonanten vor<sup>69</sup>). Die Herausgeber drucken denn auch gewöhnlich σελάννα, wofür auch Marzullo, St. eol. 5 f. eintritt, während sie im zweiten Falle schwanken, da in der aeolischen Poesie sowohl μέσσοσ wie μέσοσ legitim ist, wofür letzteres Marzullo 29 f. als Epicismus betrachtet und als solchen für diese Stelle verteidigt. Wir unsererseits haben μέσαι geschrieben, aus der Erwägung heraus daß in der Überlieferung von Dialekttexten selbst geringfügige Zeugnisse für eine Wortform, die von der Normalsprache abweicht, schwer wiegen. Überhaupt wimmelt ja die Überlieferung der aeolischen Poesie von orthographischen Inkorrektheiten, gerade auch hinsichtlich der Gemination von Nasalen. Angeführt seien als Beispiele etwa Alk. 46 A 1 ἄσυν<ν>έτημι, Sapph. 51. 46 νοήμ<μ>ατα, 60. 84, 4 κάλημ<μ>ι (die beiden letzten in Pap.), und, um noch einmal auf σελάννα zurückzukommen, Sapph. 34. 41 ἄστερες μὲν ἀμφὶ κάλαν σελάν<ν>αν, wo auch Lobel und Page so drucken trotz dem einhellig überlieferten σελάναν. Und was μέσοσ betrifft, so findet sich Alk. 326. 46 A 3 an einer Stelle, wo — anders als an der diskutierten Sapphostelle — metrisch μέσσον gefordert ist, bei allen drei Textzeugen ein falsches μέσον. Dies sind ein paar Belege für die schwere orthographische Verwahrlosung, welche in der Überlieferung der aeolischen Dichtung herrscht<sup>70</sup>).

69) Siehe die adnotatio der ed. Diehl.

70) Auf einen Verstoß sogar gegen die Zahl der Silben ἐ<έ>ρσα Sapph. 96. 98, 11 sei nur beiläufig hingewiesen. Dagegen richtig 73. 74, 9 ἐέρσας; beides in Pap.

Schließlich der Anstoß, den Lobel und Page an *παρά* (statt *πάρ*) nehmen: er entfällt im Hinblick auf Alk. 39. 80, 10 *παρά μοῖραν* (vgl. Hamm, Grammatik zu Sapph. u. Alk. 111. Marzullo op. cit. 33).

Demnach entschwinden sämtliche Indizien, welche Lobel und Page gegen den aeolischen Sprachcharakter unseres Gedichts geltend gemacht haben. Damit soll nun nicht dessen sapphische Herkunft als erwiesen gelten. Allerdings würden wir nicht unbedingt zurückschrecken vor der von Wilamowitz<sup>71)</sup> stigmatisierten 'Sünde, das reizende Volkslied der Sappho zuzuschreiben'. Ja, wenn man auch versteht, daß Welcker in der Blütezeit der Romantik, wo selbst Karl Lachmann an den 'dichtenden Volksgeist' glaubte, das Gedicht als ein Volkslied bezeichnete<sup>72)</sup>, so begreift man andererseits schwer, wie zu einer Zeit, da längst erkannt war, daß das Volkslied ein Lied ist, welches das Volk sich aufnehmend zu eigen gemacht, nicht aber selbst gedichtet hat — wie noch damals Wilamowitz so sprechen konnte. Darüber ließe sich noch manches sagen; ich möchte nur noch darauf hinweisen, daß, wie Wilamowitz, S. u. S. 86 sagt, mit den beiden lesbischen Lyrikern die aeolische Poesie erlischt und wir von keinen Vorgängern wissen (der Tonkünstler Terpanoros scheidet natürlich aus). Demnach muß das Lied ungefähr in jene Zeit fallen, es kann nicht etwa in eine Zeit gesetzt werden, in welcher sich die gesellschaftlichen Zustände auf Lesbos tiefgehend verändert hätten. So wie diese waren, ermöglichten sie die Entstehung unseres Liedes, und eben dieses gewährt einen belehrenden Einblick darin, welche freien Begriffe von menschlicher Geselligkeit die lesbischen Dichter bei ihren Hörern voraussetzen durften, ohne sie damit in die Welt der Libertinage hinabzuführen<sup>73)</sup>. Und eben dies zu zeigen war ja das eigentliche Anliegen dieser unserer Schlußbetrachtung.

Köln

Günther Jachmann

71) Isyllos von Epidauros 129 A. 7. Ähnlich später Textgeschichte der griech. Lyriker 33 A. 1.

72) Welcker, Kl. Schrift. I 118.

73) Als ein curiosum sei in diesem Zusammenhang erwähnt die These, daß so wie hier nur eine Dirne hätte sprechen können und daß deshalb vor *κατεύδω* ein *οὐ* eingesetzt werden müßte. So J. Lunak, Wien. Stud. 40 (1918) 97 ff. Was G. Pasquali (Orazio lirico, Firenze 1920, 86), dem das Gedicht als ein Volkslied gilt, meint, wenn er von einem 'lamento, se non di una vergine, almeno di una donna' spricht, bleibt unersichtlich: soll etwa eine verheiratete Frau es sein, die über ein mit ihrem Gatten verabredetes, aber leer vorübergehendes Schäferstündchen mit solchen Worten klagt?